

sammenfassendes Kapitel, in dem der belegungschronologische Befund des Gräberfeldes Sirnau dargestellt und anhand einer Tabelle veranschaulicht wird. Danach wurde um die Mitte des 6. Jahrhunderts oder bald nach dieser erstmals auf dem Grabareal bestattet; die Belegung breitete sich dann von einer noch im Laufe des 6. Jahrhunderts in Anspruch genommenen Kernfläche in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts gleichmäßig nach allen Seiten aus, während man in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts den Belegungsraum vor allem nach Osten und Westen ausweitete.

Es folgen auswertende Abschnitte über Grabbau und Totenbrauchtum, Zeugnisse frühen christlichen Glaubens, Beobachtungen zum Handwerk der Merowingerzeit, Ornamentik auf Metallgegenständen, siedlungsgeschichtliche Fragen und solche der kulturräumlichen Bezogenheit. Sehr lesenswert darunter sind die Ausführungen zur Technologie der Fundgegenstände, die durch die Analyse der Textilfunde durch H.-J. Hundt eine wertvolle Ergänzung erfahren. Im siedlungsgeschichtlichen Kapitel nimmt man gern zur Kenntnis, daß der vielfach nur vorausgesetzte Übergang vom Feldfriedhof zum Bestattungsplatz bei einer Kirche im Falle von Sirnau einmal deutlich faßbar und vor allem chronologisch zu fixieren ist. Man vermißt in dieser Passage nur einen Hinweis auf die Grabung in St. Dionysius in Esslingen und ihre Ergebnisse (*Germania* 44, 1966, 354ff.), die für die Siedlungsgeschichte des Neckartales im Umkreis der behandelten Fundstellen gewiß nicht ohne Belang sind.

Durch den geschickt aufgebauten Katalog und den umfangreichen Tafelteil wird der Fundstoff allseitig dokumentiert. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Auswertung sind auf vier Verbreitungskarten und 20 Plänen zur Belegungschronologie des Gräberfeldes von Sirnau dargestellt. Letztere hätten durch eine kleinere Grabbezifferung noch viel an Übersichtlichkeit gewinnen können.

Der Autor hat es verstanden, einen aussagefähigen Fundstoff in vielseitiger Hinsicht zu durchleuchten, ohne dabei jemals in Weitschweifigkeit zu verfallen. Dem Dank an ihn sei der Dank an den Herausgeber angeschlossen, der nicht nur die Aufnahme und Bearbeitung der in Esslingen verwahrten Funde finanzierte, sondern auch die Drucklegung dieser Arbeit in ansprechender Form und zu einem erschwinglichen Preis ermöglichte.

Frankfurt a. M.

Hermann Ament.

Hermann Dannheimer, Epolding-Mühlthal. Siedlung, Friedhöfe und Kirche des frühen Mittelalters. Mit Beiträgen von M. Bartuška, W. Haas, R. Pleiner, W. Störmer und G. Ziegelmayr. Veröffentlichungen der Kommission zur archäologischen Erforschung des spätromischen Raetien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 7 (= Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, herausgegeben von Joachim Werner, Band 13). C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1968. VII und 156 S., 31 Abb., 5 Texttaf., 55 Tafeln und 5 Beilagen.

In den Jahren 1920, 1922 und 1923 konnte das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege unter P. Reinecke auf der rechten Niederterrasse der Isar beim Weiler Mühlthal (Gem. Straßlach, Ldkr. Wolfratshausen), der zum mittelalterlichen Siedlungskomplex Epolding gehörte, verschiedene frühgeschichtliche Siedlungsspuren feststellen, und zwar mindestens drei verschiedene Gruppen von Reihengräbern, unmittelbare Siedlungszeugnisse wie Pfostenspuren und Gruben sowie den Grundriß

eines Kirchenbaues und die dazugehörige Sepultur. Die wirtschaftliche Not der Inflationszeit und der Zwang, die Ausgrabungen angesichts umfangreicher Erdbewegungen für die Errichtung eines Stauwerkes rasch durchzuführen, brachten es mit sich, daß jene archäologischen Untersuchungen nur den Charakter von Notbergungen haben konnten. Die Ergebnisse seiner Grabungen hat Reinecke 1923 in einem knappen, nur eine Druckseite umfassenden Bericht (Bayer. Vorgeschichtsfreund 3, 1923, 38f.) niedergelegt. Daß er die aufgefundenen Reihengräber als merowingisch ansah, war in Anbetracht ihrer Beigaben selbstverständlich; die Siedlungsreste möchte Reinecke für „etwa gleichzeitig“ mit den Gräbern halten, jedoch sieht er die Sepultur bei der Kirche und damit unausgesprochen auch diese wegen der Beigabenlosigkeit der dortigen Gräber als „nachmerowingisch“ an. Schließlich setzt Reinecke diesen Befund in Beziehung zu einer Nachricht in der Gründungsurkunde des nahen Klosters Schäftlarn von 760/64, derzufolge eine Eigenkirche in Epolding dem Kloster übertragen wurde. Den Grundriß der Kirche veröffentlichte im gleichen Jahr R. Berliner (Kunstchronik und Kunstmarkt N.F. 34, 1922–1923, 803ff.) und knüpfte daran erste Überlegungen zu deren baugeschichtlicher Einordnung.

Es versteht sich, daß ein derartiger Publikationsstand als unbefriedigend empfunden werden mußte, lag doch hier der bis heute einmalige Fall vor, daß uns Grabfelder, Siedlungsspuren und Kirche eines frühmittelalterlichen Wohnplatzes in ihrem siedlungsgeschichtlichen Zusammenhang archäologisch erschlossen wurden, wobei überdies der Anschluß an die schriftlichen Quellen überzeugend gelingen wollte. Deshalb war dem Verf. des vorliegenden Buches von vornherein der Dank der Fachwelt gewiß, als er 1960 damit begann, die noch vorhandenen Funde von Mühlthal, vor allem aber die Grabungsakten für eine Veröffentlichung aufzuarbeiten. Daß es damit nicht sein Bewenden hatte, macht das jüngste und höchst interessante Kapitel der Forschungsgeschichte von Epolding/Mühlthal aus. Im Jahre 1963 wurden nämlich zwei in entgegengesetzte Richtungen von der Deutung Reineckes abweichende Meinungen vorgetragen, die sich beide auf ein und dasselbe Objekt bezogen: auf einen im Innern der Mühlthaler Kirche festgestellten apsisartigen Bauteil. Dannheimer zog in einem Vortrag (vgl. Bayer. Vorgeschichtsbl. 29, 1964, 182f. Anm. 3 Abb. 2) die Existenz einer Apsis (oder einer Priesterbank) überhaupt in Zweifel und erklärte die beobachteten Reste für Bestandteile einer Fußbodenrollierung. V. Milošević dagegen (ebd. 28, 1963, 117ff.) benutzte gerade die präsumtive Innenapsis, um aufgrund teilweise bereits von Berliner herangezogener Parallelen eine Datierung der Mühlthaler Kirche schon ins 5. Jahrhundert zu erwägen, ihre Erbauung jedenfalls einer romanischen Bevölkerungsgruppe des 5. oder 6., allenfalls noch des 7. Jahrhunderts zuzuschreiben. Zur Klärung dieser Kontroverse hat Dannheimer zweifellos das tauglichste Mittel gewählt und 1964 eine Nachgrabung unternommen. Ihre Ergebnisse machen nun zusammen mit Vorlage und Auswertung der Befunde des Jahres 1922 den wesentlichen Inhalt des hier zu besprechenden Buches aus. Daß die Wahrheit ziemlich genau da liegt, wo schon Reinecke sie vermutete, verdient als bemerkenswertes Resultat vorab festgehalten zu werden.

Verf. schildert einleitend die Lage der Fundstelle, sodann den Verlauf der Ausgrabung und wendet sich danach den festgestellten Grabgruppen I–IV zu. Friedhof IV ist die beigabenlose Sepultur bei der Kirche, während mit I–III beigabenführende Reihengräber bezeichnet sind. Hiervon gehören I und II (insgesamt 122 Bestattungen) wahrscheinlich zu einem einzigen Gräberfeld, von dem wiederum die Gruppe III (15 Gräber) durch eine Erosionsrinne deutlich getrennt ist. Die Analyse der Beigabefunde ergibt, daß der Friedhof I/II seit der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts und bis ins 8. Jahrhundert belegt wurde; mit beigabenlosen Gräbern könnte die Belegung

noch etwa bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts reichen. Die Grabgruppe III setzt, wenn uns der aufgedeckte Ausschnitt nicht trügt, erst gegen Ende des 7. Jahrhunderts ein; das Ende der Benutzung dieses Bestattungsplatzes dürfte von dem bei I/II vermuteten nicht wesentlich verschieden sein.

Unter den Beigaben ragen drei durchbrochene Zierscheiben heraus. Die mit eigenwillig verschränkten Tieren geschmückte Scheibe aus Grab I/64 schließt Verf. mit H. Bott an alamannische Vorbilder an, während das Exemplar aus Grab I/36 sichtlich von einer mittelrheinischen Gruppe abhängig ist, für die übrigens P. T. Keller in: *Oxé-Festschrift* (1938) 257 ff. Abb. 2, 1–4 eine Reihe von Beispielen zusammengestellt hat. Botts Hinweis auf eine verwandte Scheibe aus Andernach (Bajuwarischer Schmuck 170 Anm. 484) scheint mir insofern erinnerenswert, als damit der römische Ursprungstyp namhaft gemacht sein dürfte. Die dritte Scheibe schließlich, aus Eisen, bichrom tauschiert und mit drei Flügelpferden als beherrschendem Motiv, ist mit Recht als „einzigartiges und bedeutendstes Zeugnis dieser Fundgattung in Bayern“ angesehen worden. Ihr Motiv wird von jeher von west- und südwesteuropäischen Vorbildern hergeleitet, während Material und Technik als Indizien für einheimische Fertigung angesehen werden. Letzteres vermag mich nicht zu überzeugen, war doch die Tauschiertechnik etwa im westfränkischen und burgundischen Raum, wo andererseits das Greifen- und Flügelpferdmotiv sich großer Beliebtheit erfreute, gewiß ebenso geläufig wie in Süddeutschland. Die einzige eiserne und tauschierte Durchbruchscheibe, die mir außer dem Fund aus Mühlthal Grab I/28b bekannt ist, stammt denn auch aus Frankreich (Fort Saint Vincent, Dép. Meurthe-et-Moselle. Wohl bei Pont-Saint-Vincent südwestlich von Nancy. Karl der Große. Ausstellungskat. Aachen [1965] 121 Nr. 189, dort irriige Materialangabe „Bronze“. Bei C. Schuchardt, *Alt-europa*⁵ [1944] 330 Abb. 210a ist dieses Stück offenbar in ungereinigtem Zustand wiedergegeben). Im westlichen Frankenreich könnte auch das Flügelpferdmotiv aus seinem ursprünglichen Bildzusammenhang gelöst und zu einem der in der germanischen Welt beliebten Tierwirbel zusammengestellt worden sein, welcher Vorgang gleichfalls als Indiz für einheimische Entstehung gewertet wurde.

Grab I/28a enthielt unter anderem einen offenen Bronzearmreif, in dessen Enden Verf. „schwer bestimmbare Maskenköpfe“, also doch wohl anthropomorphe Darstellungen erkennen zu können glaubt. Bott hatte sich durch schuppenartige Ornamente auf einem Vergleichsstück von Altental zu einer Deutung als Schlangenköpfe bestimmen lassen und beide Armringe ganz allgemein in die Deszendenz kaiserzeitlicher Stücke mit Tierkopfbenden gestellt. Dem möchte Verf. mit dem Hinweis auf einen „Maskenkopf“ im Zentrum eines Beschlags aus Dietersheim entgegneten, der – und das ist ohne Zweifel richtig – den fraglichen Details der beiden Armreife nahesteht. Aber es handelt sich auch hier nicht um eine Maske, sondern um einen Tierkopf, wie die lang ausgezogene, zahnbewehrte Schnauze deutlich zeigt, die im Gegensatz zu der en-face-Darstellung der oberen Kopfhälfte im Profil erscheint. Da zudem frühgeschichtliche Armringe mit theriomorphen Enden ebenso geläufig sind wie solche mit Maskenenden unbekannt, scheint mir Botts Deutung entschieden den Vorzug zu verdienen.

Siedlungsspuren im engeren Sinne, also Reste von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, sind schon bei den Untersuchungen der zwanziger Jahre an verschiedenen Stellen im Umkreis der Bestattungsplätze festgestellt worden. Dies gilt vor allem für die Umgebung der Kirche. Gerade hier hat die Grabung Dannheimers von 1964 den bis dahin bekannten Befund ergänzt, wenn auch bis heute nicht gesagt werden kann, daß dieser Siedlungskomplex in größerem Umfang erschlossen sei. Die neuerliche Untersuchung erbrachte aber immerhin soviel Fundmaterial, insbesondere keramisches, daß

sich eine Besiedlungsdauer von spätmerowingischer Zeit bis etwa ins 17. Jahrhundert einwandfrei ermitteln, eine – wie gesagt schon erwogene – früh- oder gar vormerowingische Besiedlung aber ebenso sicher ausschließen ließ. Der Auflösung des 1922 aufgedeckten Pfostenlochkomplexes östlich der Kirche in mehrere Einzelbauten wird man gern zustimmen. Festzuhalten ist ferner, daß an dieser Stelle einige Profanbauten älter sind als der früheste Kirchenbau.

Dieser Kirche nun galt seit ihrer Aufdeckung im Jahre 1922 zweifellos das Hauptinteresse der Forschung. Dannheimer gibt (S. 53 ff.) einen höchst lesenswerten Abriß der bisherigen Deutungen und Theorien zu diesem Bau; unter der reichlichen Illustration dieser Passage vermißt man eigentlich nur des Verf. eigene Rekonstruktion von 1963 (Bayer. Vorgeschichtsbl. 29, 1964, 182 f. Abb. 2). Daß der Befund in der Version von Milojević inzwischen noch einmal Eingang in die Literatur gefunden hat (K. Gamber, *Domus Ecclesiae. Studia Patristica et Liturgica* 2 [1968] 46 ff. Abb. 12), sei nur am Rande erwähnt. Angesichts der Fülle voneinander abweichender Meinungen zu sicheren Ergebnissen zu kommen, war sicher das vordringliche Anliegen der Nachgrabung von 1964. Welche grabungstechnischen Schwierigkeiten dabei auftraten, wird dem aufmerksamen Leser durch die ausführliche und allseitige Dokumentation deutlich gemacht. Lediglich Ausbruchgräben der Fundamente mit kleinteiligem Stein- und Mörtelschutt waren vom Kirchenbau noch erhalten und selbst diese Reste nur in unterster, äußerst flacher Lage. Daß ferner die Eingriffe der Grabung von 1922 für die Nachuntersuchung vielfach den Charakter von Störungen annehmen mußten, liegt in der Natur der Sache (und die Legende zu Beilage 2 drückt es kompromißlos aus). Will man das nun vorliegende Ergebnis auf einen einfachen Nenner bringen, so läßt sich wohl sagen, daß sich im sachlichen Befund die Angaben Reineckes fast in vollem Umfang bestätigen ließen, daß aber die genaue Aufarbeitung des Befundes Dannheimer zu einer neuen Interpretation geführt hat. Was seit Reinecke als Innenapsis oder Priesterbank angesehen wurde, stellt nach Dannheimer den Rest eines ältesten Kirchenbaues dar. Statt mit zwei Bauperioden (Kirche mit Innenapsis, dann angebauter Nebenraum) rechnet er mit deren drei (Kirche mit gerundeter Apsis – Rechtecksaal – Kirche mit verkürztem Langhaus und Rechteckchor). Diese Lösung hat allein deshalb schon viel für sich, weil sie im Gegensatz zu der mit Innenapsis oder Priesterbank rechnenden Theorie mit relativ einfachen Bauformen auskommt. In dem abgelegenen Winkel, den Epolding/Mühlthal denn doch darstellt, hat die „lectio facilior“ gewiß die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Was sonst für seine Interpretation spricht, hat Verf. ausführlich dargelegt. Überzeugend wirkt vor allem der Schluß, den er aus der zeitlichen Abfolge der Gräber innerhalb der bei der Kirche angelegten Sepultur zieht. Schwerer sind diejenigen Argumente einzusehen, die Verf. aus unterschiedlichen Ausrichtungen von Gräbern und Kirchenbauten gewinnt. Ist etwa Grab 127, das seiner Orientierung nach völlig mit Bau II übereinstimmt, deswegen zur „Orientierungsgruppe I“ (zu Kirche I) gezogen worden, weil es unter dem Fundament der Kirche II liegt? Und worin besteht der Unterschied zu Grab 106, das nicht zur 1. Orientierungsgruppe gerechnet wird? Grab 63 ist älter als Kirche II, ist aber ganz anders ausgerichtet als die Gräber „früher“ Orientierung. Die Beurteilung dieser Verhältnisse wird dem Leser nicht zuletzt dadurch erschwert, daß die Umrisse der Gräber nur schematisiert wiedergegeben werden. Was die Kirchen angeht, so genügt nach Meinung des Verf. „ein Blick auf den Plan und die Grabungsfotos“, um die „erheblich“ andere Ausrichtung der Kirche I gegenüber ihren Nachfolgebauten erkennen zu lassen. Gewiß, faßt man die Innenkanten der erhaltenen Mauerspuren von Kirche I nicht allzu scharf ins Auge, so gewinnt man tatsächlich diesen Eindruck. Aber wie weit sind diese Innenkanten verläßlich? Die inneren Ecken, in denen Lang-

haus- und Apsisfundamente zusammenstoßen, sind im Süden sicher, im Norden allem Anschein nach durch Ausbrüche verunklärt. Um die Ausrichtung der Langhausmauern anhand der auf höchstens 1,5 m Länge erhaltenen Kanten ihrer Ausbruchsrinnen festlegen zu wollen, wäre es bei etwa 10° Winkelabweichung (vgl. Taf. D) erforderlich, seitliche Abweichungen von rund 10 cm noch exakt messen zu können. Ob das bei der Kante eines nur in unterster Schicht erhaltenen Ausbruchsrinns noch möglich ist, mag bezweifelt werden. Was weiter nach Osten von Dannheimer als Spuren der Langhausmauern angesehen wird – ein Grabungsschnitt von 1922 und einige durch alte Fotos bezeugte Rollsteine –, kann immerhin für die Existenz der Langhauswände sprechen, ihre genaue Richtung aber läßt sich damit nicht festlegen. Verf. selbst läßt in diesem Punkt eine gewisse Toleranz walten, wenn er S. 43 zwei merklich divergierenden Linien, und zwar jeweils der Nordgrenze des Grabes 109 und des erwähnten Schnittes von 1922, gleiche Ausrichtung wie der Innenkante des südlichen Langhausfundamentes zubilligt. Es sei unbestritten, daß der Gesamteindruck, zumal wie er an Ort und Stelle zu gewinnen war, dem Verf. recht gibt. Die in die Details gehende Deutung indessen dürfte in manchen Punkten das vielfach grob angelegte und von den Beeinträchtigungen langer Jahrhunderte arg mitgenommene Grabungsobjekt überfordern.

Einige Schwierigkeiten bereitet auch die sinnvolle Einordnung des Grabes 109 in den Gesamtbefund. Es lag in Apsisnähe unter der Südwand der Kirche I. Die ungewöhnlich große Grabgrube war nicht nur mit Steinen umstellt, was in dieser Nekropole nur noch bei einem einzigen anderen Grab beobachtet wurde, sondern es war auch mit einem Kalkestrich abgedeckt. Dannheimer befindet sich zweifellos im Recht, wenn er das Grab und die älteste Kirche in enger gegenseitiger Beziehung sieht. Man kann sich kaum vorstellen, daß ein solches Grab mitten in einer Siedlung angelegt worden wäre, ohne daß man zugleich an die Errichtung einer Kirche gedacht hätte. In der Anlage des Grabes 109 und in der Gründung der ersten Kirche sehen wir einen einheitlichen Bauplan verwirklicht. Dann ist es aber auf den ersten Blick befremdlich, daß das offenkundig so bedeutsame Grab unter eine Langhauswand zu liegen kam und nicht seinen Platz im Kircheninnern fand. Dannheimers Hinweis, daß man bei archäologischen Untersuchungen von Kirchen nicht unter den Fundamenten nachzugraben pflege, vermag nur das Fehlen von Analogien zu erklären, nicht das Phänomen selbst. Man müßte wohl daran denken, daß die Grabstätte im Aufgehenden in der Art eines Arkosolgrabes gestaltet war. Die Mauerstärke von etwa 80 cm würde eine solche Lösung in einfacher Form immerhin ermöglichen. Damit würde sich eine Parallelität zum Grab der Stifter der frühesten Kirche von Spiez-Einigen (Jahrb. d. Bernischen Hist. Mus. 34, 1954, 166ff. Abb. 18) abzeichnen; mag hier auch eine regelrechte Nische im Grundriß erkennbar sein, so liegt im Grunde doch dieses Grab genauso in der Wandflucht wie Grab 109 von Epolding/Mühlthal.

Das Bild, das der Autor aufgrund seiner Bearbeitung der archäologischen Relikte entworfen hat, wird durch Beiträge verschiedener Fachgelehrter bereichert und abgerundet. W. Störmer gibt eine erschöpfende Darstellung „Zur Geschichte des Raumes Schäftlarn-Mühlthal im 8. Jahrhundert“. Sie berührt sich streckenweise eng mit des Verf. eigenen Untersuchungen zur siedlungs- und verkehrsgeographischen Situation sowie zur ökonomischen Basis der Siedlung Epolding/Mühlthal (S. 78ff.). Eine ähnliche Ergänzung bietet W. Haas' „Gutachten zu einigen Kleinkirchen in der Umgebung Mühlthals“ zu des Verf. Versuch einer baugeschichtlichen Einordnung der von ihm aufgedeckten Kirche (S. 69ff.). M. Bartuška und R. Pleiner steuern eine „Untersuchung der Schlackenproben von Mühlthal“ bei, G. Zieglmayer eine anthropologische Analyse der 1964 geborgenen menschlichen Skelettreste.

Die vorliegende Publikation kann als Muster einer monographischen Publikation eines frühgeschichtlichen Siedlungsplatzes gelten. Nicht zuletzt für die beispielhaft rasche Vorlage/ des Ergebnisses seiner Untersuchungen hat der Verf. unseren Dank verdient.

Frankfurt a. M.

Hermann Ament.

Hermann Dannheimer, Lauterhofen im frühen Mittelalter. Reihengräberfeld – Martinskirche – Königshof. Mit Beiträgen von Maria Hopf und Hans-Jürgen Hundt. Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte, herausgegeben von Klaus Schwarz, Heft 22. Verlag Michael Lassleben, Kallmünz/Opf. 1968. 83 S., 16 Abb., 2 Farbtaf., 50 Tafeln und 2 Faltbeilagen.

Die erste urkundliche Nennung Lauterhofens aus dem Jahre 806 lokalisiert den Ort in einem Teil Bayerns, der Nordgau genannt wird. Dieser bayerische Nordgau war andererseits schon seit dem frühen 8. Jahrhundert ein besonderes Ziel fränkischer Interessen, wie sie nicht zuletzt in seiner Einbeziehung ins Bistum Eichstätt zum Ausdruck kommen. Bayerische Stammeszugehörigkeit auf der einen und fränkischer Expansionsdrang auf der anderen Seite dürften das politische Leben im frühmittelalterlichen Nordgau geprägt haben. Es macht den besonderen Reiz der vorliegenden Arbeit aus, daß es ihrem Verfasser gelungen ist, am Beispiel Lauterhofen die Spuren jener heterogenen historischen Kräfte auch im archäologischen und topographischen Quellenmaterial aufzuzeigen.

Die bayerische Komponente vertritt am stärksten ein Reihengräberfeld, das 1953 bei Lauterhofen entdeckt und bis 1960 in mehreren Etappen praktisch vollständig ausgegraben worden ist. Es umfaßte 91 Bestattungen, die zur Hälfte noch Beigaben enthielten; 13 Gräber waren alt gestört. Die beigabenführenden Gräber weist Verf. zwei Zeithorizonten zu. Der erste wird durch Männergräber mit Breitsaxen und vierteiligen Gürtelgarnituren sowie durch Frauengräber mit Perlenketten von geringer Farb- und Formvariation gekennzeichnet und umfaßt die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts; demgegenüber wird die zweite Schicht (Ende 7. – erstes Drittel 8. Jahrhundert) durch Langsaxe, beschläglose Eisenschnallen, wabenplattierte Garnituren u. a. charakterisiert. In der Auswertung (Taf. 25, 1) verbleiben der ersten Schicht nur fünf Gräber im Zentrum des Bestattungsplatzes, wenngleich man allein nach den Beigaben auch noch das mit einem Breitsax ausgestattete Grab 9, ferner das eine oder andere Frauengrab (z. B. 59, 66) mit gutem Gewissen ins volle 7. Jahrhundert setzen könnte. Jedenfalls erbrachte das Gräberfeld eine Reihe interessanter Inventare, wie sie für die Spätphase der Reihengräberzeit typisch sind. Der Gliederungsvorschlag des Autors bestätigt und ergänzt die unabhängig davon erarbeiteten Entwürfe von F. Stein und R. Christlein. – Anhand von fünf Fundkarten wird überzeugend dargelegt, daß die Tracht der ersten Siedler von Lauterhofen völlig dem in Altbayern südlich der Donau Üblichen entsprochen hat. Die Verbreitungskarten von durchbrochenen Taschenschnallen (nach S. Uenze, Bayer. Vorgeschichtsbl. 31, 1966, 168 Abb. 15), von Ohringen mit großen trichterförmigen Körbchen (ergänzt nach H. Bott ebd. 26, 1961, 230 Abb. 10) und einer bestimmten Form von Kolbenarmreifen zeigen Lauterhofen stets als den nördlichsten Fundpunkt eines eindeutig im bayerischen Voralpenland beheimateten Typs. Auch die Karte der Ohringe mit gefälteten Körbchen (vgl. U. Koch, Donautal Taf. 98, 15) und portraitplattierter Gürtelbeschläge ergeben im Grunde das gleiche Bild, wenn auch hier die Vorkommen